

Kulturpolitische Strategien in der Einwanderungsgesellschaft – Zur Konzeption eines Migrationsmuseums in Deutschland

Experten-Workshop, 15. Oktober 2004

Abschlussbericht und Ergebnisprotokoll

Diskussion und Brainstorming im Plenum I

Nach der Begrüßung durch Bettina Heinrich (Deutscher Städtetag) und Christoph Müller-Hofstede (Bundeszentrale für politische Bildung, bpb) hielt der Präsident der bpb, Thomas Krüger das erste Impulsreferat unter dem Titel: „Die gesellschaftspolitische Bedeutung eines Migrationsmuseums: Gestaltungsaufgaben für die kulturelle und politische Bildung“.

Frau Jamin (Ruhrlandmuseum Essen) sprach sich gegen eine Polarisierung von Gastarbeitergeschichte als Vergangenheit und Wissensmanagement als Zukunft aus. Man könne sich nicht einfach für Wissensmanagement und gegen einen Vergangenheitsbezug entscheiden, wenn man die Qualität eines Museums nutzen wolle. Ein Migrationsmuseum knüpfe unmittelbar an die „bewohnte Vergangenheit“ an.

Herr Monz (DGB-Bildungswerk) unterstrich dagegen eine Differenzierung von politischer Kontroverse und Wissensmanagement im Referat. Zum Wissensmanagement gehöre es, das vorhandene Wissen zu erhalten, durch Interviews mit Zeitzeugen. Allerdings dürfe es keine Verkürzung auf die Anwerbe-geschichte geben. Wichtig sei zu berücksichtigen, dass es vor 1955 schon Arbeitsmigration gegeben habe und welche Formen der Migration es in den 1990er in Deutschland gab. Ein Migrationsmuseum müsse verschiedene Anknüpfungen möglich machen. Verschiedene Perspektiven sollten erhalten bleiben. Unterschiede gäbe es z.B. zwischen den Perspektiven des Mitveranstalters DOMiT e.V. und der „gewerkschaftlichen Geschichtsschreibung“.

Herr Rapp (DOMiT e.V.) betonte, dass niemand aus der Initiative ein „Gastarbeitermuseum“ wolle. Die eigenen Aktivitäten für ein Ausstellungsprojekt 2005 zur Gastarbeitergeschichte dürften nicht als Votum für ein Gastarbeitermuseum missverstanden werden. Es gehe dem Verein auch nicht einfach um ein „Geschichtsmuseum“, sondern um einen „diskursiven Ort“.

Herr Motte (Netzwerk Migration in Europa e.V.) sagte, er wolle kein „Integrationsmuseum“, um „AWO-Projekte für die Ewigkeit“ auszustellen. Sein Engagement in der Sache wäre damit zu Ende. Der Kern des Problems sei ein originärer Ansatz eine eigene Methodik für ein Migrationsmuseum. Man müsse lernen, die Perspektiven der 1. Generation von Arbeitsmigranten aufzugreifen. Genau diese „lost generation“ stark zu machen und nicht eine Opfergeschichte zu erzählen, sei im aufgeklärten Eigeninteresse der Gesellschaft.

Frau Georgi wies darauf hin, dass Geschichte dynamisch sei und Geschichtsbilder konstruiert würden. Man müsse nicht mit einem Begriff von der eigenen Identität arbeiten, vielmehr „etwas Flüssiges“ beobachten, den Prozess der Selbstbe- und Fremdzuschreibung. Die Berücksichtigung der „intergroup relations“ käme einem vertretbaren Kulturbegriff näher.

Von Anfang an sei die europäische Entwicklung vom Auswanderungs- zum Einwanderungskontinent zu berücksichtigen.

Herr Müller-Hofstede merkte zur Gegenüberstellung von Geschichte vs. Zukunft an, dass Sinn nicht aus einer abgeschlossenen Geschichte kommen könne und man für die Zukunft eines realen Migrationsmuseums Verkaufsargumente sammeln müsse.

Frau Caruso (Uni Trier) machte darauf aufmerksam, dass die Risiken eines Museumskonzepts schnell genannt wären, wenn man Pathos, Opfergeschichte und nachholende Anerkennung kritisiere. Aber die Gefahr eines Zukunftskonzeptes sei noch nicht deutlich geworden. Der Begriff „transnational“ aktuell stehe für ein schillerndes Konzept, bei dem man unterscheiden müsse, ob es sich um einen noch jungen Forschungsansatz oder ein neues politisches Schlagwort handle. In einem dritten Sinn sei ihr der Begriff „transnational“ auch bei Interviews aufgefallen, als Form der Selbstwahrnehmung von Migranten. Ein Museum müsse historisch sein, aber nicht eine „Hurra-Integration“ feiern oder eine Verlustgeschichte erzählen. Zur Geschichte gehöre auch die Vorgeschichte der Migration. Man müsse diese Geschichte erzählen, denn in der Gesellschaft sei noch nicht angekommen, dass Deutschland ein Einwanderungsland sei.

Frau Jamin stellte klar, dass sie die „eigene“ Geschichte nicht ethnisch, sondern familiär definiere.

Herr Osses wies darauf hin, dass Politiker lieber einen aktuellen Austausch fördern würden. Ein Museum sei das Gegenteil. Es setze sich über die Aktualität hinweg und sei in der Vergangenheit verwurzelt. Ein Konzept für das Migrationsmuseum dürfe nicht verwässert werden. Man solle nicht bei den Römern, sondern sehr wohl mit der Arbeitsmigration anfangen. Aber dabei müsse man die Auseinandersetzungen zwischen Generationen sehen. Die zweite und dritte „Generation“ hätte nicht unbedingt ein Interesse, die Geschichte der Eltern in Stein zu sehen. Man könne mit audiovisuellen Medien aktuelle Verbindungen herstellen.

Herr Monz kam auf den von Frau Georgi eingeführten Begriff „intergroup relations“ zurück und bezog ihn auf individuell verschiedene Motive der Menschen, die aus der Türkei ausgewandert sind. Vielfalt könne ein „Ankerpunkt“ für die Konzeption des Migrationsmuseums sein. Die zeitgenössische Debatte bedürfe eines Vergangenheitsbezuges. Herr Monz sprach sich dafür aus, den Fokus auf die Entwicklung vom Auswanderungs- zum Einwanderungsland zu legen und bis in das 19. Jahrhundert zurückzugehen.

Herr Eryilmaz (DOMiT e.V.) bekräftigte noch einmal, dass niemand im Verein ein „Gastarbeitermuseum“ wolle. Wenn es um ein Museum gehe, gehe es auch um die Vergangenheit. Der Verein entwickle die Idee des Migrationsmuseums seit drei Jahren und manchmal komme es ihm vor, als ob man wieder am Anfang stehe.

Frau Coceiro merkte an, dass die Debatte bestimmt sei vom „Fremden“. Man rede von einzelnen Beispielen. Sie vermisse, dass es um die „eigene“ Geschichte gehe.

Diskussion und Brainstorming im Plenum II

Kurzer Kommentar durch Marie-Louise v. Plessen

Die Frage nach der Begründung eines Migrationsmuseums stelle sich ganz im europäischen Kontext. Ein Museum sei immer ein Ort der Kommunikation und müsse einem Migrationsmuseum gerade um eine Emanzipation von nationalstaatlichem Denken gehen: „Wir sind Jobnomaden geworden“. Es müsse konzeptionell darum gehen, „transitorische Lebensräume auszumachen“. Um die Überwindung äußerer und innerer Grenzen zu verdeutlichen, seien biographische Methoden die richtige Wahl, führte Frau v. Plessen weiter aus. Die Dichotomie der Wahrnehmung von Selbst- und Fremdbild müsse transparent werden, forderte Frau v. Plessen und zitierte Karl Valentin: „Der Fremde ist fremd in der Fremde.“ Die Gefahr einer „Weihestätte“ der Integrationspolitik schließe sich durch erzählte Biographien von selbst aus. Und doch berge die Maßgabe nationaler Vorurteile ein Minenfeld. Die Initiative für ein Migrationsmuseum in Paris gehe z.B. weniger auf einem innenpolitischen Impuls als vielmehr auf einen politischen Kompromiss zurück.

Über die Sammlung (von DOMiT e.V.) habe man bisher zu wenig erfahren. Ein Migrationsmuseum müsse gefüllt werden. Frau v. Plessen kommentierte: „Wenn Sie an ein Museum denken, würde ich empfehlen, erst von einem Museum zu sprechen, wenn Sie wissen, was Sie ausstellen.“ Es sei wichtig, dass im Dialog der Akteure der Kontext nationaler Vorurteile sichtbar werde. Und es gäbe da erhebliche Differenzen, z.B. zwischen der Migration aus Polen und aus Italien.

Konkret könne sie sich ein Migrationsmuseum vorstellen, dass von der Gegenwart aus in die Vergangenheit geht. Eingang ein anschauliches Zahlenwerk der Migration, dann eine Bilderstrecke von Lebensräumen, die z.B. Betrieb, Küche, Sport. Orte, die sich durch Migration verändert haben, wie der Bahnhof oder die Eisdiele, um dort thematisch die Biographien einzufügen. Methodisch müsse der Raum im Raum dargestellt werden, die Puppe in der Puppe. Im Inneren müsse Raum für Wechselausstellungen sein. Es gelte einen Dialog herzustellen, der auf die „schmerzliche Vokabel Anerkennung“ verzichtet und Grenzen überwindet. Man müsse an europäische Netzwerke anknüpfen und könne Bestände austauschen. Es müsse das Element der Beweglichkeit und Flexibilität zum Ausdruck kommen.

Gegen die von den Herren Motte und Ohliger referierten Thesen habe sie an sich nichts einzuwenden. Aber man habe sich auf das 20. Jahrhundert beschränkt. Eine Musealisierung sei gefährlich, wenn man das Thema zerlege und den Fokus auf Zugewanderte allein begrenze. Und als erstes müsse man eine Stoffsammlung haben und sie haptisch und physisch bewältigen. Danach könne man ein Konzept entwickeln. Und es sei eine Kunst, ein Konzept zu entwickeln, dass man Politikern vorstellen könne, ohne dass diese es für ihre Interessen instrumentalisierten.

Kurzer Kommentar durch Mathilde Jamin:

Frau Jamin machte sich für die Thesen des Impulsreferates stark. Es sei richtig einen Ort der Erinnerung für eine Gruppe von 4 bis 10 Millionen Menschen einzuklagen, die bisher übersehen würden. Das wäre auch dezentral möglich, sei aber in den etablierten Museen nicht der Fall, weshalb es einen zentralen Ort geben müsse, damit das gesammelte Material nicht kleinteilig zerstückelt bleibe. Ein Migrationsmuseum habe die Funktion eines historischen

Gedächtnisses. Ein interkulturelles Team, wie bei DOMiT e.V. stehe nicht für eine „Betroffenen Geschichte“, sondern so ein Team stehe für Kompetenzen, die man sonst nicht hätte. Welche Gruppen zum Thema würden, könne man lange offen lassen, aber man müsse die Anforderungen der Gruppen ernst nehmen und ihre Mitwirkung sei für die Realisierung eines Migrationsmuseums unerlässlich. Es sei wichtig, dass die Arbeitsmigranten, von denen die Initiative ausgehe, „ihr Museum erkennen“. Man müsse die Gesetze des Mediums Museum berücksichtigen, dass Exponate die Geschichte symbolisierten und es zu exemplarischen Verdichtungen komme.

In der anschließenden Diskussion warnte Frau Heinrich davor Migration auf Zuwanderung zu verkürzen. Migration sei Zu-, Ab- und Binnenwanderung und es gelte in einem Migrationsmuseum die unterschiedlichen Formen deutlich zu machen.

Herr Baur wies darauf hin dass der Migrationsbegriff offenbar mit dem Integrationsbegriff verbunden sei. Für ihn sei die Verbindung von Migration und Desintegration interessant. Es sei interessant, wie sich nationale Identitäten auflösten, sich das „Deutschtum kanakisiert“ Er habe sich in seiner Dissertation mit dem Migrationsmuseum auf Elis Island befasst und halte das für eine „Erneuerung der nationalen Narration“. Es stelle sich die Frage, wie man das vermeide. Zwar sei der biographische Ansatz vielversprechend, aber durch eine „Vermenschlichung“ laufe man Gefahr, soziale Strukturen aus dem Blick zu verlieren.

Herr Güngör plädierte dafür, dass Migrationsmuseum als Ort der „Verwandlungen“ und „Verflüssigungen“ zu verstehen. Es gelte, die Auflösung nationaler Identitäten bei Einheimischen und Zugewanderten zu fassen und damit die reale Entwicklung anzuerkennen.

Frau Caruso wandte ein, dass ein Migrationsmuseum nicht dazu da sein könne, Nationalstaaten abzubauen. Nationale Identität sei ein historisch gewachsenes Konstrukt. Das bedeute nicht die Perspektive des Aufnahmelandes dominieren zu lassen und integrierte/nicht-integrierte Ausländer zu unterscheiden. Es gehe um das dazwischen und das zu fassen, sei man auf Selbstzeugnisse angewiesen.

Die Moderatorin, Frau Krüger-Potratz, stellte fest, dass man sich darüber einig sei, dass es „nicht um ein Museum von Sesshaften für Mobile“ gehe. Die Frage sei, wie man ein komplexeres Konzept fassen und umsetzen könne.

Herr Müller-Hofstede fragte bei Frau v. Plessen nach, ob sie ihr Plädoyer für ein umfassenderes Konzept präzisieren könne und wie weit sie in der Bewegung von der Gegenwart in die Vergangenheit gehen würde.

Frau v. Plessen wies auf ein gelungenes Beispiel hin, das „Museum of civilisation“ in Quebec. Dort habe man andere Formen der Darstellung gefunden. Es gäbe ein Programm für Kinder, Tanz, Musik, Seminare über verschiedene Religions- und Kulturformen, nicht eine statische Ausstellung. In Europa arbeite das „Museum Mediteranee“ an einem spannendem Konzept in Zusammenarbeit mit allen Mittelmeerländern. Es müsse konzeptionell um eine neue Form der Wahrnehmung, die Überwindung äußerer und innerer Grenzen gehen. „Wir sind alle Migranten.“ Man müsse sinnlich erfahrbare Räume schaffen, z.B. einen behördlichen Raum mit allen Stempeln, in dem alle Schritte der Aufnahme-prozedur erfahrbar würden.

Frau Georgi bestätigte, „we are all immigrants“ und sah darin die „Lernerfahrung“ eines möglichen Migrationsmuseums. Man müsse die Geschichte des 19. Jahrhunderts

miteinbeziehen, den Rahmen der Nationalstaatwerdung, der Migration erzwungen habe. Die „transatlantische Dimension der Auswanderung“ dürfe nicht fehlen.

Herr Lee macht darauf aufmerksam, dass man zwar von einer Auflösung der Nationalgeschichte spreche, aber die Geschichte europäisch isoliere. Migrationsgeschichte sei aber auch eine außereuropäische Geschichte, verbunden mit der des Kolonialismus. Man solle nicht so tun, als ob ein Migrationsmuseum den Zugewanderten bürgerliche Rechte verleihe. Migranten seien strukturell zumeist Arbeiter, keine Bürger. Ein Migrationsmuseum sei deshalb eine zivilgesellschaftliche und keine bürgerliche Initiative. Es müsse den subalternen Charakter, die Differenzen herausarbeiten. Herr Lee schloss sein Statement mit der Frage, was man anerkennen wolle, wenn man davon ausgehe, dass alle gleich wären?

Herr Bukow stellte fest, dass die meisten Migrationsmuseen, die er aus dem angelsächsischen Sprachraum kenne, Heimatmuseen seien. Und hier wolle man auch so etwas wie ein Heimatmuseum auf dem neuesten Stand der Forschung. Er plädiere aber dafür, den spannenden Prozess der Mobilität in den Blick zu nehmen. „Was passiert in einer Gesellschaft, die auf die Idee kommt, Migration zu definieren?“ Man könne z.B. erfahrbar machen, wie sich die Bedingungen entwickelt hätten, die einen erwarteten, wenn man nach Köln einwandere. Migration sei eine „gouvermentale Erfindung“ und erst zweihundert Jahre alt.

Herr Monz kam noch einmal explizit auf das Impulsreferat zurück und kritisierte, dass das Migrationsmuseum nicht als Waffe in der politischen Auseinandersetzung taue. Implizit würden Wertungen vorgenommen und Urteile gefällt, die den Kreis der Unterstützer einschränke. Ein Konzept für ein Migrationsmuseum müsse nicht allein im Verein durchsetzungsfähig sein. Er plädiere dafür, dass auch die sozialpolitische Frage gestellt werde. Man müsse Mobilität miteinbeziehen und auch Auswanderungsbewegungen in den Kontext stellen. Zudem könne er taktisch nur empfehlen, den Zusammenhang zwischen Anwerbung und Arbeitgebern herzustellen, denn auch Unternehmen wären mögliche Unterstützer.

Herr Motte bestätigte, dass die Schlagkraft des Vereins nicht ausreiche, um ein Museum zu realisieren. Man müsse auch aus diesem Grund einen Bezug zum wirkungsmächtigen Nationalstaat herstellen. Eine Fortschreibung der Nationalgeschichte würde trotzdem methodisch durch die Eigenlogik erzählter biographischer Entwürfe vermieden.

Herr Ohliger resümierte den Diskussionsverlauf. Er habe verschiedene Konzepte unter den Überschriften Heimatmuseum, Desintegrationsmuseum, Mobilitätsmuseum und Museum der Grenzüberschreitung, Ort der Kommunikation und Dekonstruktionsmuseum herausgehört. Man habe schon vor drei Jahren festgestellt, dass eine Europäisierung, mehr noch eine Globalisierung der Perspektive wünschenswert wäre. Allerdings gäbe es tatsächlich einen Fluchtpunkt der Interessen und Finanzen im Nationalstaat. Wenn man diese Tatsache berücksichtige, erwarte einen entweder der Vorwurf affirmativ zu sein oder zu radikal kritisch. Ein neuer Gedanke sei die Unterscheidung zwischen einem U- und E-Museum, im Sinne von Unterhaltung und Ernst. Hier müsse man eine Balance finden und fragen, wer ein Migrationsmuseum besuche. Es könne nicht entschieden werden, welche Gruppen kommen sollten, aber man müsse Erinnerungsgemeinschaften berücksichtigen, die ein Recht auf Erinnerung hätten.

Diskussion und Brainstorming im Plenum III

Herr Eryilmaz informierte über die Sammlungsaktivitäten von DOMiT e.V. 1990 habe man angefangen, mit Bezug auf die Migration aus der Türkei zu sammeln. Inzwischen habe der Verein zwei Ausstellungen und ein Archiv entwickelt. Aktuell werde Material aller angeworbenen Gruppen für eine Ausstellung im nächsten Jahr in Köln gesammelt.

Herr Jerrießen freute sich über konkrete Anregungen der Diskussion. So könne es als Kern eine Dauerausstellung geben und daneben Wechselausstellungen, die bestimmte Aspekte mit Mitteln der Kunst forcierten. Man müsse Reflexion und Sensation verbinden, denn auf Events könne man nicht verzichten, wenn man Besucher haben wolle.

Frau Caruso stellte noch einmal Fragen zur bestehenden Sammlung. Es solle ein Museum geben und dahinter solle auch ein Archiv stehen. Aber wie und wo sei der Bestand bisher gesammelt worden? Es sei doch sehr schwierig, die transnationale Perspektive zu berücksichtigen, dafür brauche es Material aus mindestens zwei Nationalstaaten. Zudem wisse sie aus Erfahrung, wie schwer kalkulierbar eine solche Sammlung sei.

Herr Rapp informierte weiter über die Aktivitäten von DOMiT e.V. Die Sammlung beschäftige sich mit der Arbeitsmigration nach 1955. Aber auch die Geschichte der Anwerbung nach Deutschland sei eben eine nationale Geschichte. Zum einen hatten die damaligen Migranten Alternativen in Frankreich, den Niederlanden, Belgien und Übersee. Zum anderen erschlossen sich ja gerade durch die gesammelten biographischen Erzählungen transnationale Erfahrungen. Herr Rapp bekräftigte, dass diese Ausstellung nicht bedeute, dass man für ein „Gastarbeitermuseum“ plädiere, sondern auch er begrüße es, wenn die Geschichte des 19. Jahrhunderts und des Kolonialismus in einem Migrationsmuseum berücksichtigt werden könne.

Frau v. Osten ging noch einmal auf die hier geführte Debatte ein und gab an, etwas Bauchschmerzen zu haben, wenn sie nicht darauf hinweise, dass seit den 1960er und 1970er Jahren das Museum selbst ein Thema der Kunst und Kulturkritik sei. Auch in den künstlerischen Arbeiten der 1990er Jahre sei die Auseinandersetzung mit dem Museum ein Aspekt der Produktivität geworden, indem in Frage gestellt werde, wie das Museum Wissen vermittele, auswähle, kategorisiere. Die illustriere das Museum nicht, sondern sei vielmehr die Analyseform. Die Museen seien heute nicht mehr die gleichen wie vor hundert Jahren, aber es gäbe eine alte musealisierende Praxis, die auf Exponate fixiert sei. Für sie sei das Projekt bei DOMiT e.V. interessant, weil man streiten müsse und der Verlauf nicht in der Hand von wenigen liege. Es fehle aber ein gesellschaftstheoretischen Rahmen, auch nicht in dieser Diskussion.

Frau Braunersreuther warf noch einmal einige Fragen auf, die ihres Erachtens nicht geklärt seien. Für wen macht man ein Migrationsmuseum? Was soll vermittelt werden? Wie kann man Besucher ins Museum bekommen? Die Unterscheidung von U und E verschwimme, es müsse an sich ernst sein, aber gleichzeitig so unterhaltend, dass Besucher kämen. Es nütze nichts, wenn das Migrationsmuseum als Repräsentationsort einer Gruppe da wäre, aber nicht besucht werde.

Herr Bukow verwies auf das Schokoladenmuseum in Köln, das sei spannend und motiviere, Schokolade zu essen. Wenn man von einem Migrationsmuseum spreche, meine man ein Museum der Geschichte von Minderheiten. Dann käme in dieser und jeder anderen Diskussion auf, die Minderheiten seien besonders künstlerisch und sportlich und religiös und

hätten eine eigene Kulturgeschichte. Das sei Übertragung und Gegenübertragung. Spannender sei die Frage, wie Menschen zu Migranten würden, wenn der Besucher denke, er hätte selbst zum Migranten werden können oder auch nicht. Man solle also nicht Appetit auf weitere Minderheiten machen, sondern das Alltagsleben in den Mittelpunkt stellen.

Herr Jerrißen wandte ein, dass die Angaben zur Sammlung zu abstrakt geblieben seien und er wissen wolle, was wie gesammelt würde und wie der Sachverhalt illustriert werde.

Herr Gößwald wunderte sich, dass es in der Diskussion so scheine, als sei die Migrationsgeschichte bekannt. Seine These sei, dass man ganz am Anfang stehe zu begreifen, was Migrationsbewegungen in Europa bedeuten. Er behaupte, dass die Studien noch gar nicht vorlägen, mit denen man eine Auswahl begründen könne. Sammeln sei auch mit Zufällen verbunden. Die Erfahrungen seien marginal, man wisse nicht viel über Grenzüberschreitungen. Herr Gößwald sprach sich gegen den Begriff der „Dauerausstellung“ aus, den er stets bekämpft habe, wegen des „Tunnels“ in dem ein solches Konzept ende. Radikale Änderungen fänden jetzt statt, Europa sei ein zentraler Schritt, aber man müsse Schritt für Schritt vorgehen. Wie würden z.B. aus Flüchtlingen Migranten, fragte Gößwald und antwortete, man könne mit so einer Frage Lebensentwürfe und Biographien sammeln, so wie sich darstellen, auch in der Literatur. Aber man solle nicht zu früh behaupten, jetzt haben wir hier eine Dauerausstellung, da kommt ein Cafe dran und dann sei dies das Migrationsmuseum.

Frau Caruso gab Herrn Gößwald in einem Punkt recht. Ein transnationales Migrationsmuseum brauche Ergebnisse, und die gäbe es noch zu wenig. Man müsse ernstzunehmende Selbstzeugnisse sammeln und archivieren, um z.B. die konstruierte Trennung zwischen Flucht und Arbeitsmigration aufzulösen.

Herr Motte betonte die Gleichzeitigkeit von Ausstellen, Musealisieren und Forschen. Die Ausstellung sei ein Motiv der Forschung. Wenn man abwarte, bis die Forschungskarawane ankomme, könne man noch zehn Jahre warten.

Herr Eryilmaz nannte als Beispiel für die Sammlung von DOMiT e.V. ein Kofferradio, das in den ersten Jahren der Arbeitsmigration eine große Bedeutung gehabt habe. Das Kofferradio sei ein Objekt, das erzähle, von Heimweh und muttersprachlicher Musik zum Trost. Oder man habe die Einrichtung einer Baracke gesammelt. Deutsche hätten zwar auch Etagenbetten gehabt, aber für Migranten hätten diese Etagenbetten eine andere Bedeutung. Man dürfe nicht vergessen, dass in der Soziologie und der Erziehungswissenschaft viel über Migration geforscht würde. Die Historiker fingen erst an und hätten bis heute die Migrationsgeschichte kaum berücksichtigt.

Frau Matzuszewski informierte aus ihrer Erfahrung der Arbeit im Archiv von DOMiT e.V. dass dieses nicht den Weg zu anderen Archiven ersparen könne. Es könne aber Verknüpfungen aufzeigen und Kontakte vermitteln. Es gäbe heute genug Material, nicht erst in zwanzig Jahren. Natürlich wäre die Forschung nicht abgeschlossen, es stellten sich immer wieder neue Fragen und die Sammlung sei ein fortlaufender Prozess.

Herr Rapp betonte man könne nicht sagen, dass man nichts über Migration wisse. Sicher seien alle Positionen wissenschaftlich umstritten und verhandelbar. Aber das Museum solle ja gerade zu einem Ort der Verhandlung werden. Herr Rapp dankte Herrn Gößwald für den Hinweis auf das Problem einer Dauerausstellung.

Diskussion und Brainstorming im Plenum IV

Frau Braunersreuther merkte an, dass im Referat empfohlen worden sei, schon jetzt im Internet präsent zu sein, aber wer solle das machen?

Herr Dalaman antwortete, er habe über etwas Abstraktes referieren sollen, konkret gäbe es doch hier Menschen, die sich für die Sache engagierten. Wer das machen solle, wäre eine Frage an die Initiatoren.

Frau Matuszewski berichtete aus ihrer Arbeit im Archiv bei DOMiT e.V., dass jetzt schon Leute kämen, die Exponate sehen wollten und die Nachfrage auf allen Seiten sehr groß wäre.

Herr v. Plato stellte die Grundsatzfrage nach dem Ziel, dem Sinn, der Vision eines Migrationsmuseums. Er habe ein Wechselbad der Gefühle erlebt. Er sei in Polen gewesen und habe die Scherben gesehen, die die Debatte um ein „Zentrum gegen Vertreibung“ dort hinterlassen habe. Andernorts seien die Spätfolgen von Flucht und Krieg für Kinder ein aktuelles Thema gewesen. Und in Hamburg habe man die gegenwärtige „Viktimisierung der deutschen Literatur“ reflektiert, die alles Bisherige verblassen lasse. Heute sei in der Diskussion hier das einzig konkrete die Arbeitsmigration. Aber das reiche für ein Migrationsmuseum nicht aus. Man müsse Brücken schlagen. Migration sei in Deutschland immer mit der Geschichte der Vertreibung verbunden. Man müsse mit der Fixierung auf die Vertreibung der Deutschen aufhören. Und mit einem Migrationsmuseum habe man die Chance neue, richtige Verbindungen herzustellen. Bei aller Wertschätzung, reiche die DOMiT-Geschichte nicht aus.

Herr Bukow ging auf das Statement von Herrn v. Plato ein. Er habe seine Erwartungen formuliert, die Referenten hätten ihre medialen Erwartungen formuliert. Die Erwartungen seien erschreckend hoch und reflektiert. Man müsse sich klar werden, was gebaut werden solle. Seine These sei, ursprünglich ein Heimatmuseum. Aber auch dann sei noch offen wie, ob als Erfolgsgeschichte oder als Ausstellung von Abweichung und Kriminalisierung. Er habe auch hohe qualitative Erwartungen, denen die Initiative nur gerecht werden könne, wenn jetzt noch mehr Engagement möglich wäre.

Frau v. Plessen kam noch einmal auf das Impulsreferat zurück. Einen Ball, der einem zugespielt werde, solle man nicht gering schätzen. Die Referenten hätten die Medien als Forum angeboten, um eine Struktur für eine öffentliche Debatte über ein Migrationsmuseum zu finden. Sicher gebe es Rhythmen der Erinnerungskultur. Das jetzt Flucht und Vertreibung stark diskutiert werde, liege daran, dass die Zeitzeugen sterben. Für sie sei wesentlich, dass man den Begriff Migration umfassend auf Wanderung beziehe. Und dann sei das Thema so schwierig, weil es sich eben nicht nationalstaatlich realisieren lasse. Das Vorankommen der Initiative sei nicht abhängig von einer Sammlung. Man müsse jetzt einen Stil der Diskussion finden, der die Bühne öffne. Es brauche eine Werbung, die gehört werden könne.

Frau Krüger-Potratz fasste den Stand der Diskussion zusammen. Es gäbe eine Sammlung und Ausstellungen. Perspektivisch wolle man international anschlussfähig sein. Sicher würden die Medien auch selbst handeln, schon weil sie zeitgleich an mehreren Orten sein könnten. Unklar sei, wie man das Konzept formuliere und es einlöse, wer macht was. Dann seien die Medien ein geeignetes Mittel zur Sammlung und Information.

Frau v. Osten stellte in Aussicht, dass es Verbindungen und Verknüpfungen gäbe und das, was für die Ausstellung 2005 in Köln erarbeitet würde, mehr sein werde als Gasterbeitergeschichte. Das Problem sei die Frage der Nachhaltigkeit. Was wird aus dem gesammelten Material nach der Ausstellung?

Herr Jerrießen sagte, dass Nachhaltigkeit nur ginge, wenn Geld da wäre. Da vermisse er hier heute die richtigen Leute. Wo denn z.B. Herr Rossmann von der FAZ sei, der sich für das Thema interessiere.

Herr Ohliger wies darauf hin, dass die heutige Veranstaltung noch die Form eines Think Tanks habe und noch nicht der Werbung diene. Bei der Veranstaltung im letzten Jahr sei die Presse stark vertreten gewesen.

Abschlussdiskussion

Die Sprecher der drei parallelen Arbeitsgruppen präsentieren die Ergebnisse der Diskussionsforen.

Herr v. Plato hob noch einmal hervor, dass das Thema Migration in Deutschland immer mit Flucht und Vertreibung verbunden werde, was man für die Initiative nutzbar machen könne. Aktuell sei es zu einer Pattsituation in den Debatten um Migration gekommen und hier müsse man thematische Brücken schlagen. Man müsse die Arbeitsmigration in Beziehungen setzen, z.B. zur Zwangsarbeit oder zur Zwangsumsiedlungen zwischen Griechenland und der Türkei. Es wäre interessant, Varianten eines Grundproblems über Raum und Zeit zu verfolgen. Die Fokussierung auf die Arbeitsmigration könne ein Minimalkonsens sein, aber von dort müsse man historische Brücken ziehen.

Frau Caruso bestärkte den Ansatz von Herrn v. Plato und bestätigte verwundert, wie wenig Brücken konzeptionell gezogen würden, während in den von ihr eingeholten narrativen Selbstbeschreibungen zum Beispiel viele Verbindungen von Arbeitsmigration und Flucht vorkämen.

Frau Braunersreuther sprach sich auch für ein Konzept aus, dass nicht an Gruppen vielmehr an Themen festgemacht werde und Parallelen zwischen Gruppe sichtbar mache, etwa auch die zwischen Gasterbeitern und Aussiedlern.

Herr Monz sagte, er habe nicht den Eindruck gehabt, der Konsens sei gefährdet. Es habe Ergänzungen gegeben, aber keine Gegensätze, denn verschiedene Kombinationen seien möglich. Man müsse jetzt erstens die politische Idee forcieren und eine breitere Basis als den Verein finden. Zweitens sei es wichtig, die Idee möglichen Geldgebern schmackhaft zu machen. Und drittens müssten aktive Sammler aus verschiedenen Ländern an einen Tisch kommen.

Herr Müller Hofstede war „still confused on a higher level“. Er sei beeindruckt von der Gegenüberstellung und nicht sicher, ob es sich um ergänzende oder konkurrierende Konzepte handle. Erstens die Geschichte der Arbeitsmigration und von daher ergänzen oder zweitens eine offensive Erweiterung der Perspektive auf aktuelle und historische Verbindungen zwischen Migrationsformen wie sie hier Herr v. Plato, Frau v. Plessen und Frau v. Osten eingefordert hätten. An dieser Stelle gäbe es wohl keinen Konsens, und man müsse die Debatte durch die Ausstellung 2005 angestoßen, auf neue Füße stellen.

Herr Ohliger resümierte mit mehr Fragen als Antworten. Er nannte mögliche Entwicklungspfade: Strategisch müsse man zu einer Formulierung kommen, die eine breite Lobby schaffe und eine Finanzierung sichere. Aber wäre der politische und geographische Rahmen der Nationalstaat oder etwas darüber hinaus? Ginge man zeitgeschichtlich vor oder darüber hinaus? Inhaltlich könne man mit Arbeitsmigration beginnen, aber nicht dabei stehen bleiben.

Herr Motte drückte die Hoffnung aus, dass sich die Teilnehmenden jenseits von Vereinen und Projekten über die Diskussion mit der Idee eines Migrationsmuseums identifiziert hätten. Man könne über die Beiträge dieses Tages nachdenken und sich vernetzen. Sollte das gelingen, könnte das Ergebnisprotokoll der weiteren Diskussion eine Basis geben, so Herr Motte. Er habe Herrn Krüger so verstanden, dass die bpb nach erfolgreichen Verhandlungen auch in Zukunft die Initiative unterstütze und man sich bei der DOMiT Ausstellung hier in Köln wieder sehe und der des Deutschen Historischen Museums in Berlin im Jahr 2005.

Auch Herr Müller-Hofstede stellte ein Wiedersehen vor der konkreten Folie des realisierten Ausstellungsprojekts in Aussicht und sagte zu, die Reemtsma-Stiftung und die Körber-Stiftung mit an den Tisch zu holen.